

Postwachstumsprojekte im Spannungsfeld von kollektiven und einzelnen Sinnzusammenhängen

Eine Diskussion

Luki Schmitz, Birgit Blättel-Mink, Dennis Eversberg, Friedericke Hardering und Andrea Vetter

Zentrale Argumente der Diskussion in der Ad-hoc-Gruppe »Postwachstumsprojekte im Spannungsfeld von kollektiven und einzelnen Sinnzusammenhängen«

Hinführung

Luki Schmitz und Birgit Blättel-Mink: Der These Eva von Redeckers (2020) folgend, lassen sich seit dem letzten Jahrzehnt neue Formen sozialer Bewegungen erkennen: Fridays for Future, Black Lives Matter, Initiativen gegen die Privatisierung von Wasser und viele mehr. Den Bewegungen und Projekten geht es nicht primär um eine rechtliche Anerkennung, sondern um Fragen des (Über)Lebens selbst. Es geht darum, wie die Zukunft gegenwärtig gestaltet werden muss und dass die Idee der Überwindung gegebener Strukturverhältnisse, eines POST, möglich und notwendig ist. Auch Postwachstum verstehen wir als Ausdruck dieser neuen Formen. Ausgangspunkt sind Forderungen nach strukturellen und institutionellen Veränderungen im Bereich des Wirtschaftens. Als Maßstab des Tätigseins wird nicht das kapitalistische Wachstum (Mehrwertproduktion) genommen, sondern eine am Gemeinwohl orientierte Gebrauchswertorientierung. Eine Fokussierung auf Gebrauchswertorientierung steht dabei der inhärenten Wachstumsnotwendigkeit kapitalistischer Wirtschaftsformen entgegen, indem nur das produziert wird, was gebraucht wird und als sinnvoll erscheint und nicht das, was Mehrwert erzeugt. In Rahmen unserer Untersuchungen von Postwachstumsprojekten konnten wir beobachten, dass die normativen Ansprüche häufig über die Forderung nach der Überwindung zerstörerischen Wachstums hinausgehen: Aufhebung von funktional differenzierter Arbeitsteilung, die Berücksichtigung aller Formen von Arbeit, Produktionsarbeit sowie Haus- und Care-Arbeit oder Reflexion über Partizipationsmöglichkeiten. An zwei Beispielen möchten wir das deutlicher machen: Im Projekt *Kaffee-Kollektiv* (Blättel-Mink et al. 2018) gab es den Anspruch, dass alle Mitglieder ihre Fähigkeiten in die Arbeitsprozesse einbringen und dass Wissen und Kompetenzen geteilt werden. Eine weiblich gelesene Person aus dem Kollektiv merkte im Interview an, dass sie aufgrund von Care-Verpflichtungen weniger Zeit zur Verfügung hätte, was wiederum den Nachteil mit sich bringen würde, bestimmte Kompetenzen nicht erwerben zu können. Die Fortführung von effizienzorientierter Arbeits-

teilung und die Enttäuschung der (kollektiven) Hoffnung, dass sich mit der Arbeit in einem Postwachstumsprojekt die Sichtbarkeit und Berücksichtigung von Care-Arbeit ändere, sind die Folgen. In unseren Untersuchungen zu *Solidarischer Landwirtschaft* stellten wir als Norm ein egalitäres Partizipationsprinzip fest. Die soziodemografischen Untersuchungen zeigten jedoch, dass insbesondere Personen der oberen Mittelschicht teilnehmen (Boddenberg et al. 2017). Der von den Teilnehmenden an Postwachstumsprojekten zugeschriebene Sinn zielt nebst der Abschaffung kapitalistischen Wachstumszwangs auch auf die Überwindung struktureller sozialer Ungleichheiten.

Diese Sinndeutung und Wünsche, so unsere Ausgangsthese, scheinen jedoch bisher nicht grundlegendes Definitionsmerkmal von Postwachstumsprojekten zu sein. Der Primat des „produktiven“ Wirtschaftens überwiegt weiterhin. Zudem werden diese weiteren Wünsche und Sinndeutungen nicht konfliktfrei verhandelt. Diesen Aspekt der Interdependenz pluraler Ziele und eines geteilten politischen Claims von „Postwachstumsgesellschaft“ möchten wir anhand folgender These ausdeuten: *In Postwachstumsprojekten kann zwischen einem kollektiven Sinn der Gebrauchswertorientierung und individuellem Eigensinn, der diesen kollektiven Sinn anders auslegt, unterschieden werden.*

Sowohl Kollektiv- als auch Eigensinn sind verwoben mit gesellschaftlichen Positionierungen und Positionszuweisungen, die durch ökonomische und soziale Machtverhältnisse entstehen und verfestigt werden. Es geht daher nicht darum Kollektiv- und Eigensinn mit den Begriffen Gemeinschaft einerseits und Individualität andererseits zu übersetzen. Vielmehr ist der Kollektivsinn eher als eine Form des Tragens bestimmter postwachstumsorientierter Praktiken zu verstehen. Dagegen umfasst der Eigensinn die individuelle Beziehung und Positionalität zu diesen gemeinsam getragenen Praktiken. Wie im *Kaffee-Kollektiv* deutlich wurde, ist es nicht die eigene Unlust die Tätigkeiten auszuführen, sondern sind es die strukturellen Gegebenheiten, die dies verunmöglichen. An welchen Orten und in welchen Formen finden solche Aushandlungen von Sinndeutungen statt? Welche Formate werden dafür gewählt (basisdemokratische Partizipation, Plena etc.) und welche Konflikte treten auf? Mitgedacht werden müssen ebenso Machtverhältnisse und Subjektpositionen. Welche Aspekte und Wünsche werden als „legitim“ erachtet und welche eher ins „Private“ abgeschoben? Gehen Postwachstumsprojekte per se mit einem Gleichheitsideal einher und wie materialisiert sich dies in der Praxis, oder zeichnen sich Hierarchisierungen von Sprecher:innenpositionen und Sinndeutungen ab?

Ziel der im Folgenden wiedergegebenen Diskussion ist es, nebst der Suche nach Antworten auf die gestellten Fragen, reflexive Kritiken zu formulieren, die als solidarische Einlassung zu einer produktiven Reflexion anregen. Beginnen möchten wir damit Friedericke Hardering, Dennis Eversberg und Andrea Vetter zu fragen, wie Sinnzuschreibungen in Arbeit geschehen und auf welche normativen Bezugspunkte Orientierungen zulaufen.

Sinnzuschreibungen zu (Postwachstums)Arbeit

Friedericke Hardering¹: Zunächst möchte ich verschiedene Bezugspunkte aufzeigen, die von Interesse sein könnten. Ich habe in meinen Forschungsarbeiten nicht unmittelbar zu Postwachstumsprojekten gearbeitet, sondern wurde in diesen Projekten über das Sinnerleben der Arbeit durch das Gefühl motiviert, dass es Beschäftigte gibt, die nach einem neuen Sinn in der Arbeit suchen. Konkreter wurde deutlich, dass Leute nicht mehr aufgrund des Geldes arbeiten gehen möchten, sondern dass sie auch

¹ Siehe: https://www.fh-muenster.de/sw/personen/professorinnen.php?pid=12299&orga=10&m_list_id=0&p_list_id=12

eine neue Vision davon haben, wie Arbeit und Ökonomie insgesamt gestaltet werden könnten, sodass sie neue Werte an die Arbeitswelt herantragen. Zunächst lag der Fokus auf Interviews mit Jobwechsler:innen (Hardering 2014), also mit Beschäftigten, die mit ihrer Arbeit auf irgendeine Weise unzufrieden gewesen sind und nach einem neuen Sinn gesucht haben. Unter den Jobwechsler:innen waren Leute, die das Postwachstumsmotiv als zentrales Motiv für sich reklamiert haben. Beispielhaft kann ich das an einem Künstler nachzeichnen: Er hat berichtet, dass er trotz der Vorzüge des freien Lebens als Künstler den Kauf eines Bauernhofs in Slowenien plane, um ein Leben zu führen, in welchem er sich mit seiner Familie auf das Wesentliche reduzieren könne. Er war sehr charakteristisch für das Postwachstumsmotiv, allerdings gab es auch andere Erzählungen. Die Jobwechsler:innen haben immer wieder an das Postwachstumsthema als Großnarrativ angeschlossen, zugleich wurde wiederholt deutlich, dass dieses relativ wenig griffig ist und an vielen Stellen noch inhaltsleer bleibt. Das habe ich damals aus diesem ersten Projekt mitgenommen und habe später in der Forschung zum Sinnerleben soziale Unternehmer:innen untersucht (Hardering 2018). Das sind Gründer:innen von Start-Ups, die versuchen mit ihren Unternehmen ein gesellschaftliches Problem zu lösen. Das Postwachstumsthema ist dabei ein zentraler Anknüpfungspunkt. Was sich bei diesen Sozialunternehmer:innen gezeigt hat, war, dass es ebenfalls einen sehr großen Bezug auf das Narrativ des Postwachstums gibt, obwohl die konkrete Bedeutung dessen nicht geklärt worden ist. Es blieb eine wenig konkrete Groß Erzählung. In diesen verschiedenen Samples haben sich auf der einen Seite mehrfach Unzufriedenheiten mit der früheren (Erwerbs)Arbeit gezeigt, die sich in Leidensdruck und Stress geäußert und eine Leidenserzählung aus der Arbeit gemacht haben. Daraus ergab sich ein *von-weg*, also von der alten Arbeit weg. Auf der anderen Seite war das Postwachstum sehr diffus und unspezifisch, aber ein *hin-zu* etwas.

Nun wollte ich noch auf eure Frage eingehen, wie aus meiner Sicht die Überlegungen funktionieren, die ihr zu den Begriffen, also dem Zusammenspiel von Kollektiv- und Eigensinn habt. Ich finde die Semantik passend, da sie die Spannung eines größeren Ziels aufmacht, welches von verschiedenen Akteuren verfolgt wird, aber gleichzeitig durch dessen – wie auch von mir beobachtete – Unschärfe von Einzelnen sehr unterschiedlich ausgedeutet wird. Dass das zu Konflikten führt, ist gar nicht zu verhindern. In meinen Forschungen hat sich wiederholt gezeigt, dass es hoch volatile und ständig wechselnde Bezugnahmen auf verschiedene Sinnkontexte sind. Das Thema Postwachstum wird so in verschiedenen Kontexten ad-hoc aufgegriffen, aber es kann dann gleichzeitig relativ schnell wieder eine andere Bedeutung bekommen. Das heißt: Wenn Personen ihrer Arbeit Sinn zuschreiben, ist das meistens keine besonders statische Angelegenheit, sondern das sind eher wechselnde Bezüge in ähnlichen Feldern. Sie sind dabei nicht statisch und fluktuieren je nachdem wie die soziale Interaktion gerade gebaut ist. Das heißt auch, dass wir in einem höchst fragilen Feld unterwegs sind.

Andrea Vetter²: Ich möchte drei Projekte vorstellen, in denen ich seit mehreren Jahren mitarbeite und die ich als gelernte Journalistin und studierte Europäische Ethnologin regelmäßig mit einer selbstreflexiven Distanz von halbaußen betrachte.

Das *Konzeptwerk Neue Ökonomie* mit Sitz in Leipzig ist als Verein organisiert und besteht seit etwa zehn Jahren. Ungefähr 30 Menschen sind dort in verschiedenen Formen tätig: Angestellt oder frei arbeitend mit einer Normalarbeitszeit der „kurzen Vollzeit“ von 20 bis 25 Stunden pro Woche. Grundidee ist, Konzepte anderen Wirtschaftens weiterzuentwickeln und bekannt zu machen, über Bildungsveranstaltungen oder Konferenzen wie die Degrowth-Sommerschulen und diese auch im eigenen Arbeitsall-

² Siehe: <http://www.hbk-bs.de/hochschule/personen/andrea-vetter/>

tag auszuprobieren und zu leben. Das ist der Sinn, den die Mitwirkenden ihrer Arbeit dort zuschreiben. Das beinhaltet viele Ebenen, auch die technische Ausstattung, so wird beispielsweise mit gebrauchten Büromöbeln, gebrauchter Hardware und Open-Source-Software gearbeitet. Hinzu kommt die „kurze Vollzeit“ und ein Einheitslohn, der derzeit für Vollzeittätige bei 1.000 Euro pro Monat liegt. Ein Teil der dort Tätigen versteht diese Arbeit nicht als Lohnarbeit, sondern als Tätigkeit, um gesellschaftliche Veränderungen und sozial-ökologische Transformationen voranzubringen. Der Lohn ist in dieser Lesart eine Art Grundeinkommen, der dies ermöglicht. Dieses Verständnis und auch die Höhe des Lohns ist allerdings immer wieder Teil von Runden und Diskussionen. Etwa zwei Drittel der Vollzeitstellen werden von Menschen besetzt, die nicht nur studiert haben, sondern auch aus Akademiker:innenfamilien kommen. Die meisten sind Personen mit einem deutschen Pass, ungefähr zur Hälfte Frauen und Männer. Seit etwa drei Jahren verfolgt das Konzeptwerk einen langfristigen und selbstkritischen Lernprozess über gesellschaftliche Diskriminierungen und Privilegien, der sich auch damit beschäftigt, wie mehr Menschen mit Diskriminierungserfahrungen gut mitarbeiten können.

Ein zweites Beispiel ist die Zeitschrift *Oya*. Im Redaktionskreis arbeiten etwa zehn Menschen mit und es gibt gar keine Arbeitszeitvorgaben o.ä., sondern die Arbeit wird vielmehr als Tätigkeit am Notwendigen begriffen. Alle Menschen, die dort tätig sind und zum Teil oder ganz ihren Lebensunterhalt damit bestreiten, erhalten finanzielle Mittel aus einem sogenannten Solidartopf. Dieser funktioniert ähnlich wie eine Solidarische Landwirtschaft: Leser:innen zahlen monatlich einen selbst gewählten Betrag ein und die Redakteur:innen und Grafiker:innen nehmen sich einen Betrag, den sie brauchen, aus diesem Topf. Die Höhe der Summe wird im Redaktionskreis frei verhandelt, einige nehmen auch gar nichts oder unregelmäßig, ist aber de facto auf 800 Euro pro Monat gedeckelt. Alle Personen, die dort tätig sind, üben auch andere Tätigkeiten aus, viele haben intensive Care-Verpflichtungen, kleinere oder größere Kinder oder ältere Menschen, die sie (mit)versorgen. Fast alle leben auf dem Land, betreiben nebenher Subsistenzgärtnerei und handwerkliche Tätigkeiten. Neben einer wöchentlichen Telefonkonferenz ist der Arbeitsaufwand für das Heft sehr unterschiedlich intensiv, und orientiert am Erscheinungszyklus des Magazins, das fünf Mal jährlich herauskommt. Es gibt keine definierten Arbeitszeiten, sondern die Idee ist: „Wir sind hier gemeinsam tätig und das ist keine Lohnarbeit.“

Das dritte Projekt ist das *Haus des Wandels*, ein Kunst- und Lernort in Ost-Brandenburg in einer ehemaligen Betriebsberufsschule mit 3000m². Das Haus ist Wohnprojekt, Arbeitsort und überdachter Dorfplatz – der Verein, dem das Haus gehört, hat Teile des Erdgeschosses an verschiedene Dorfinitiativen, wie eine Töpfer- und Nähwerkstatt und die Dorfbibliothek vermietet. Eine Gruppe von derzeit gut zehn Menschen lebt dauerhaft dort und betreibt das Haus. Es ist ein relativ diverses Projekt, wenn man die Hintergründe der Menschen betrachtet. Nur wenige Personen aus der engeren Gruppe stammen aus einem bürgerlich akademischen Haushalt. Die meisten haben allerdings studiert. Etliche haben keinen deutschen Pass, eine Migrationsgeschichte in der Herkunftsfamilie und/oder sind nicht in Deutschland aufgewachsen. Die Menschen tragen sehr unterschiedlich zur Finanzierung der laufenden Kosten des Hauses bei. Die meisten haben neben der Arbeit im Projekt freie Jobs außerhalb im künstlerischen, journalistischen oder beratenden Bereich, aus denen Geld in das Projekt fließt. Die hauptsächlich ehrenamtliche Arbeit für das Haus, teilweise durch kurzfristige Projektmittel refinanziert, nimmt für manche einen erheblichen Teil der Wochenarbeitszeit ein. Die Idee ist „weg mit der Lohnarbeit“. Es geht grundsätzlich darum, den Arbeitsbegriff aufzubrechen und ins Tätigsein zu kommen. Miteinander leben, in Beziehung sein und etwas für das Haus, die Region und die Welt bewirken, werden, angelehnt an intersektionale feministische Überlegungen, alle als verknüpfte Ebenen gesehen, um bestimmte kapitalistisch geprägte Arbeitsformen vollständig zu verlassen.

Zum Thema Spannung zwischen Kollektiv- und Eigensinn: Eine spannende Strategie, die in allen drei Projekten auftaucht und die angerufen wird, wenn Eigeninteressen und Kollektivinteressen kollidieren, ist die Gesamtorganisation zu personalisieren: Was wäre im Sinne des Hauses, der Gruppe, des Konzeptwerks? In der Zeitschrift *Oya* heißt das: Was will eigentlich *Oya*? Was wäre eigentlich *Oya*? Oder: ist das *Oya*, was wir hier gerade machen? Dann bildet sich im Kopf der Menschen ein imaginierter Raum, zu dem sich die Einzelperson mit ihren Eigeninteressen selbstkritisch in Bezug setzen kann.

Postwachstumsprojekte als Teil von Wachstumsgesellschaften?

Dennis Eversberg³: Ich möchte einige weniger von der Praxis als von einer strukturorientierten Kritik ausgehende Anmerkungen machen. Zunächst mal zu der Frage, wer bei „Postwachstumsprojekten“ mitmacht und wer nicht: Wir haben 2014 auf der Degrowth-Konferenz in Leipzig mehr als ein Viertel der Teilnehmenden befragt, und 2015 auf der Degrowth-Sommerschule im Rahmen des Klimacamps noch eine kleinere Umfrage gemacht (Eversberg 2015). Deutlich wurde da, dass diejenigen, die sich an solchen zentralen, herausgehobenen Aktivitäten beteiligen, in wirklich extrem hohem Maße einen höheren Bildungsgrad haben. Das soziale Feld ist also stark geprägt von Leuten, die sehr hohe Kapazitäten für Reflexivität mitbringen. Und die Verteilung dieser gesellschaftlichen Reflexionsmittel, die eben unentbehrlich zu den Produktionsmitteln von Postwachstumsvorstellungen gehören, scheint mir eine Schlüsselfrage zu sein. Denn das Interesse an und die Bereitschaft zu aktivem Engagement und Selbstreflexion sind gesellschaftlich höchst ungleich verteilt. Nun gibt es aber auch andere Motive für Wachstumskritik, die nicht derart eng mit Bildung verbunden sind – etwa, dass man ein einfacheres Leben für befriedigender hält (so argumentiert ja etwa Kate Soper (2020)). Meine Befürchtung ist, dass diese verzerrte Zusammensetzung auch eine Marginalisierung derer ausdrückt, die diese Bereitschaft oder das Vermögen zur ständigen Reflexion nicht mitbringen.

Aber was sind eigentlich „Postwachstumsprojekte“? Ohne jetzt umfassend Kriterien bestimmen zu wollen, würde ich sagen, dass diese Bezeichnung zumindest den Anspruch voraussetzt, Wirtschaft anders, ohne permanenten Steigerungszwang, sondern nach Gebrauchswert- oder auch Suffizienz-kriterien zu organisieren. Wenn das Teil einer Transformation hin zu einer anderen gesellschaftlichen Logik sein soll, müssen sie dabei auch einen Anspruch auf „Subsistenzrelevanz“, auf die tatsächliche Befriedigung konkreter Bedürfnisse erheben, und um diesen Anspruch einzulösen, müssen sie die entsprechenden Güter oder Leistungen dekommodifiziert, außerhalb des Marktes erbringen. Da wirklich ernsthaft mitzumachen heißt zugleich auf das Pferd einer möglichen, vorstellbaren, aber nicht unbedingt kurzfristig realistischen Transformation zu setzen. Denn wenn ich in einem Alternativkollektiv mitmache, entscheide ich mich damit nicht nur für ein materiell eingeschränkteres Leben heute, sondern erwerbe meistens auch keine oder viel geringere Ansprüche auf künftige soziale Absicherung. Diesen Mut und die Zuversicht, dass es dafür künftig eine andere Lösung geben wird, muss mensch erst mal haben. Dennoch ist durchaus denkbar, dass verschiedene Postwachstumsprojekte, z.B. in einem lokalen oder regionalen Kontext, Komplementaritäten bilden und so in Kooperation miteinander weite Bereiche von Bedürfnissen dekommodifiziert bedienen oder sogar – für kleine Gruppen – Autarkie gegenüber dem Markt anstreben. Ich sehe aber nicht, dass das als gesamtgesellschaftliche Transformationsstrategie funktionieren kann. Denn völlige Autarkie muss in einer komplexen moder-

³ Siehe: <https://www.flumen.uni-jena.de/dr-dennis-eversberg/>

nen Gesellschaft insular und nicht-verallgemeinerbar bleiben. Wer sich aber als Gruppe nicht völlig isolieren will, bleibt auf größere gesellschaftliche Vermittlungszusammenhänge angewiesen. Und der Gedanke, dass dann schrittweise immer mehr von den Wünschen und Bedarfen der Menschen durch vernetzte Postwachstumsprojekte bedient werden könnten, bis der Markt irgendwann „verdrängt“ ist, scheint mir innerhalb einer kapitalistischen Gesellschaft deshalb illusorisch, weil diese immer weitere Bedürfnisse und Wünsche produziert, die Wachstumslogik so also letztlich nicht zu durchbrechen ist. Meine These wäre deshalb, dass Postwachstumsprojekte unter gegenwärtigen Bedingungen strukturell nicht in der Lage sind, ihren Mitgliedern völlige Unabhängigkeit vom Markt, und erst recht nicht von sozialer Absicherung durch Leistungen des Staates, zu ermöglichen. Sie koexistieren und konkurrieren mit Markt und Staat, ob sie das wollen oder nicht.

Das aber hat auch für das Bewusstsein der Einzelnen entscheidende Konsequenzen: Niemand lebt völlig außerhalb von Tauschlogik oder ohne das Bewusstsein davon, dass sie gesellschaftlich als integrierendes Prinzip wirksam ist – und deshalb bleibt sie für die Einzelnen unausblendbar auch als „Rückfalloption“, als Alternative zum Weitermachen in der mühsamen Aushandlung mit anderen und sich selbst, im Hinterkopf präsent. Jedes Projekt und jede Öko-Gemeinschaft hat früher oder später mit Aussteiger:innen zu tun. Denn die Alternative für die, die gehen, ist unter diesen Bedingungen meist nicht, sich dann mit einer anderen Gruppe, einem anderen Projekt um die Bedingungen der Realisierung der eigenen Wünsche zu streiten – und dabei diese eigenen Wünsche immer auch reflexiv infrage stellen und auf ihre Legitimität befragen zu müssen – sondern die befreiende Anonymität des Markts, auf dem niemand fragt, ob mensch etwas wirklich braucht, warum, wozu, und ob das so okay ist (Notz 2008; van Dyk 2019).

Damit soll die Bedeutung der in Rede stehenden Projekte für eine Postwachstumstransformation absolut nicht in Frage gestellt sein: Sie sind eine *notwendige* Bedingung einer Transformation. Ich glaube aber nicht, dass sie in dem Sinne *hinreichend* sind, dass sie die Form von notwendiger Eigendynamik entwickeln könnten. Ich würde sagen, sie sind notwendige Voraussetzung, nicht aber eigenständige Triebkraft von Postwachstumstransformationen.

Ein weiterer Punkt: Was ist eigentlich da, wo Subjekte überhaupt keine Sinnorientierungen wollen oder brauchen, sondern schlicht und einfach ihre Bedürfnisse befriedigen wollen? Wenn Eigensinn bedeutet, sich als flexibles Subjekt mit sehr viel Energie in ein Projekt einzubringen und dies möglicherweise als Selbstverwirklichung zu sehen, dann stellt sich mir die Frage, ob dies nicht Ausdruck und Fortführung typischer Elemente flexibel-kapitalistischer Subjektivitätsformen darstellt. Völlig entnormierte, entregelte und auf ständiger Neuaushandlung des Umgangs miteinander beruhende Praxen bedienen vielleicht das Bedürfnis nach vielfältigen Möglichkeiten der Selbsterfahrung und -positionierung, das flexibel-kapitalistische Subjektivierungsdispositive insbesondere in jungen und bildungsnahen Gruppen erzeugen. Gerade deshalb brechen sie aber nicht nur nicht mit der in diese Subjektivitätsformen eingelassenen Steigerungslogik, sondern stellen auch für viele Leute viel zu hohe Anforderungen. Ich finde es deshalb wichtig, sich Postwachstumsprojekte weniger als ständige reflexive *Aushandlungsprozesse* und stärker als eine *andere Normalität* vorzustellen. Das bedeutet zu fragen, wie eigentlich alternative, nicht wachstumsorientierte Gewohnheiten und Routinen, gebrauchswertorientierte und suffiziente Normen und Institutionen, soziologisch: alternative Formen der *Vergesellschaftung*, aussehen können. Und dafür ist wichtig, dass diese neuen Infrastrukturen und Institutionen nicht primär im Hinblick auf ihre mögliche Attraktivität als Arenen der Selbstverwirklichung betrachtet werden sollten und müssten, sondern im Hinblick auf ihre verallgemeinerbare Lebensbarkeit. Das heißt: Entscheidend scheint mir gerade, wie eigentlich die völlig alltäglichen, prosaischen, nicht kommunikativ-überreflektierten, sondern ganz habituell und ohne Bedarf an irgendeiner Aus-

handlung stattfindenden Prozesse des Lebens in einer Postwachstumsgesellschaft aussehen müssten. Diese Frage stellt sich zum Beispiel angesichts der Befunde von vergleichenden Forschungen zu Urban Gardening und Schrebergärten in Wien (Exner, Schützenberger 2018), wo sich gezeigt hat, dass gerade die Kreativitäts-, Reflexions- und Selbstverwirklichungsbedürfnisse der in den Urban Gardening-Projekten dominierenden hoch bildungsaffinen Gruppen die ästhetischen Vorstellungen und praktischen Präferenzen von Mitgliedern mit anderem Klassenhintergrund oder Migrationsbiografie (die denen der Schrebergärtner:innen deutlich ähnlicher waren) an den Rand drängten. Ausgehend hiervon wäre vielleicht eine Frage für künftige Forschung, inwiefern nicht in solchen Projektkontexten gerade das Bestreben, ständig über mögliche Ausschlüsse zu reflektieren, Teil dessen sein könnte, was praktisch zu Ausschlüssen führt. Das ist jetzt selbstverständlich überhaupt kein Argument gegen die Beschäftigung von Postwachstumsprojekten mit Ausschlüssen durch die eigenen Praktiken, aber könnte ein Punkt sein, an dem sich die habitualisierte Strategie des Umgangs der Postwachstumsakteure mit diesen Fragen gewissermaßen in den Schwanz beißt.

Birgit Blättel-Mink: Es wurde bisher ein enorm komplexes Feld aufgemacht. In allen drei Perspektive wird die Spannung zwischen Kapitalismuskritik, einhergehend mit dem Willen zum Ausstieg aus gesellschaftlichen Institutionen und dem, wie man es nennen kann, *mit dem einen Fuß noch im Kapitalismus sein*, deutlich.

Mechanismen von Postwachstum – Ein- und Ausschlüsse

Friedericke Hardering: Für mich war es hoch interessant, was Andrea und Dennis aus der gelebten Praxis, wie auch aus der Forschung, über Postwachstumsprojekte erzählt haben. Insbesondere das „Wir stehen mit einem Fuß im Kapitalismus“, was du angesprochen hast, Birgit, ist dabei für mich besonders spannend. Wir können bestimmte Ideen nicht vollständig zu Ende denken oder Energie in Einzelaspekte stecken, da wir dauerhaft mit einer Logik konfrontiert, durch sie vereinnahmt und von ihr abhängig sind, die die Wirkkraft solcher Projekte einschränkt. Das ist ein großes Problem und es ist unklar, ob es dafür eine richtige Lösung gibt. Zusätzlich finde ich Dennis' Gedanken wichtig: Neben der Frage „Was sind das alles für Sinnbedürfnisse von Leuten, die etwas Anderes leben wollen?“, sollten die folgenden Punkte miteinbezogen werden: „Was ist attraktiv?“ Was ist praktisch lebbar, sodass es Fragen von Sicherheit und ganz normalen Lebensstandards auffangen kann. Dieser wichtige Punkt schließt an die unterschiedliche Reflexivität in unterschiedlichen Schichten an. Zu diesem Thema der Spannungen möchte ich noch einen Punkt stark machen: Es ist ein Problem, dass wir es mit einem Metathema oder einem Narrativ zu tun haben, was ein *von-weg*-Narrativ ist. Postwachstum ist die Abkehr von Wachstum. Ich denke, es würde besser funktionieren, wenn auf der gesellschaftlichen Ebene individuelle oder größere Ziele, also sogenannte *hin-zu*-Ziele festgelegt werden. So etwas wie *smarte* Ziele, die konkret auf einzelne Gegenstände zielen und nicht so stark diffundieren können, sodass sich die Streitigkeiten und Konflikte nicht überschlagen. Eine wichtige Chance für solche Projekte wäre, noch stärker darauf zu gucken, wie Ziele handhabbar werden. Bei uns ist das zwar nicht so beliebt, aber von den Visionär:innen im Technologiebereich könnten wir etwa lernen, dass eine starke Fokussierung auf einen einzelnen Punkt eine starke Wirkkraft entfalten kann. Ich glaube zudem, dass es von erheblicher Bedeutung ist, wie das Thema Postwachstum attraktiv gemacht werden kann. Wie kann man eigentlich solche Themen in einer Form attraktiv machen, die niederschwellig ist und nicht

einen kompletten theoretischen Rattenschwanz hinter sich herzieht? Ich denke, dass es dadurch einfacher sein kann, über diese ganzen Konfliktpotentiale hinwegzukommen.

Andrea Vetter: Ich möchte zunächst noch mal auf den Aspekt der Gefahr der fehlenden langfristigen Absicherung in Postwachstumsprojekten und der damit einhergehenden „Rückfalloption“ auf marktformige Versorgungsbeziehungen eingehen. Meines Erachtens nach sind in Postwachstumsprojekten viele Menschen unterwegs, die kein Vertrauen in staatliche Strukturen (mehr) haben und stattdessen ihren persönlichen Beziehungsnetzwerken mehr vertrauen. Zum Teil aus dem Grund, dass sie von staatlichen Strukturen ausgeschlossen sind, aber auch aus ideologischen Gründen vielerlei Art. Deswegen ist der Fokus auf die in Postwachstum eingeschriebene Staatskritik meiner Meinung nach für das Funktionieren solcher Projekte von erheblicher Bedeutung. Dadurch wird es aus einer inneren Logik der Akteur:innen heraus plausibel zu sagen: „Ich zahle nicht in die Rentenversicherung ein, weil ich nicht darauf vertraue, dort etwas rauszubekommen. Aber ich vertraue darauf, dass meine Freund:innen oder deren Kinder mich im Alter versorgen werden.“

Daran anschließend möchte ich noch mal in Frage stellen, ob per se gesagt werden kann, dass Postwachstumsprojekte mühseliger sind als herkömmliche Lohnarbeitsstrukturen. Meine Erfahrung ist, dass ein Hauptargument der Beteiligten an solchen Projekten ist, dass es zwar auch, aber insgesamt doch weniger anstrengend ist, als vollständig in den Lohnarbeits- und Konsumstrukturen drinstecken. Gegenüber einem drohenden Burnout mit 40 Jahren stellt sich das Mühsame dieser kollektiven Aushandlungen als weniger mühsam heraus, weil es häufig auf so etwas wie psychische Probleme oder den Wunsch nach selbstbestimmten Tagesabläufen anders oder weniger ausschließlich reagiert.

Ich stimme dir darin zu, Dennis, dass der Status dieser Projekte v.a. darin besteht, Möglichkeitssinn zu erzeugen und sich diese Art, tätig zu sein, nicht von selbst über „Ansteckungen“ verbreiten wird, außer tatsächlich im Falle von größeren regionalen Zusammenbrüchen. Das zeigte sich am Beispiel der großen Finanzkrise in Argentinien vor etwa 20 Jahren, als aus der Not heraus plötzlich sehr viele solidar-ökonomische Alternativen attraktiver wurden. Ansatzweise schien diese Möglichkeit auch in den Pandemie-Maßnahmen auf. Auf Menschen, die in Gemeinschaften auf dem Land oder in Hausprojekten leben, hatten die Lockdowns einen völlig anderen Effekt, als auf Personen, die einzeln oder in Paarbeziehungen in der Stadt wohnen. Was passiert in solchen krisenhaften Momenten? Welche Attraktivität entfalten darin plötzlich andere Lebensweisen? Wie können Brücken zu Leuten gebaut werden, die keine Übungen in Selbstreflexivität haben? Das ist ein Thema, was mich schon lange umtreibt, denn häufig scheitert die Beteiligung an Postwachstumsprojekten nicht an geteilten Werten wie Suffizienz, da gebe ich dir Recht, Dennis, sondern an Angst vor diesem Grad an Selbstreflexivität.

Dazu noch ein praktisches Beispiel: Im Haus des Wandels gibt es eine Initiative, die von älteren Frauen aus dem Dorf organisiert wird, das „Nähstübchen“. Sie handeln nachhaltig, indem sie z.B. alte Stoffe wiederverwenden. Es handelt sich dabei um verschiedene Praktiken, die viele aus ihrer DDR-Sozialisation übernommen haben. Dadurch, dass sie bei uns im Projekt ihren Raum haben, sind wir in einem ganz anderen Austausch mit ihnen, weil wir ihnen etwas anzubieten haben. Eine interessante Überlegung, die daraus entspringt, könnte sein: Inwiefern ist es sinnvoll, als Mensch mit gewissen Privilegien in solchen Postwachstumsprojekten diese zu nutzen, um anderen Gruppen, die sich zu ihren eigenen Bedingungen selbst organisiert haben, einen Raum zu geben? Bei der Zeitschrift *Oya* setzen wir das so um, dass es jenseits der redaktionellen Arbeit, die einen starken selbstverwirklichenden Aspekt hat, zusätzlich die Arbeit von Vertrieb, Büroorganisation und Anzeigenakquise gibt. Diese Aufgaben werden in Form von Lohnarbeitsstellen von Frauen erledigt, die in der Umgebung

unseres Produktionsstandortes im ländlichen und strukturschwachen Ostvorpommern wohnen. Die wollen überhaupt nicht in unseren selbstreflexiven Zirkeln mit drin sein und das müssen sie auch nicht. Sie haben dort lediglich einen Job und das ist optimal für beide Seiten.

Meines Erachtens ist ein Anknüpfungspunkt an *Transformations*diskussionen, den wir viel stärker in den Blick nehmen müssten, gerade in ländlichen Regionen in ostdeutschen Bundesländern, diese postsozialistische Erfahrung und auch die Wendeerfahrung. Die Menschen haben flächendeckend erlebt, wie schnell die Transformation politischer Systeme gehen kann und sind daher – anders als in Westdeutschland – mit einer solchen Möglichkeit vertraut.

Dennis Eversberg: Für mich ist auch dieser „Einzelsinn“ immer Ausdruck von Dispositionen, die im Zuge sozialer Erfahrung verinnerlicht wurden. Diese Erfahrung ist nie völlig individuell, sondern immer entscheidend von geteilten, typischen Lebensbedingungen geprägt – auch wenn sich diese Bedingungen im flexiblen Kapitalismus zunehmend als fragmentiert darstellen. Es wird als „einzeln“ erlebt, aber es ist dennoch ein Ergebnis der Sozialformationen, in denen wir existieren, und es ist eben eine flexibel-kapitalistische Sozialformation, der diese Betonung von Einzigartigkeit (oder mit Reckwitz (2017): Singularität) entspricht.

Ein Gedanke, der mir eben noch bei Dir kam, Friedericke, zielt auf die *Projekt*form als solche, von der ich sagen würde, dass sie ebenfalls Teil genau dieser Sozialformation ist. Das Projekt ist eine spezifische Sozialform flexibilisierter Verhältnisse, die nicht auf Dauer angelegt ist. Sie liegt quer zu anderen Sozialformen, die im Alltag mit ihr koexistieren, aber anderen Vergesellschaftungslogiken folgen – zum Beispiel der Verein. Ich selbst bin Mitglied in einem Sportverein, der geprägt ist von einer langen, in vielen Familien weitergegebenen Tradition. In so einem Kontext ist es für Leute, die wie ich in individualisierten und flexibilisierten Verhältnissen arbeiten, schwer, nicht permanent außen vor zu sein, weil das eigentlich ein auf Lebenszeit angelegter Zusammenhang ist. Da hängt ein anderer Grad von Verbindlichkeit dran. Diese Erfahrungen zeigen vielleicht, dass die Organisationsform „Projekt“ als solche eben dadurch, dass sie temporär, nicht-dauerhaft ist, für bestimmte Milieus nur ganz schwer anschlussfähig oder lebbar ist, und dass sie ihrer eigenen Logik nach möglicherweise gar nicht so gut zu einer gebrauchswertorientierten, suffizienten Gesellschaft passt.

Andrea, ich möchte auch noch kurz auf Deinen Punkt eingehen: zur Rolle von Staatskritik – dass die Leute weniger in den Staat vertrauen als in das eigene Umfeld. Das so wahrzunehmen, ist ja selbst eine sozial spezifische Disposition bestimmter Gruppen, die etwas mit einer bestimmten Erfahrung und einem Bewusstsein hoher eigener Ressourcen – vor allem Sozialressourcen – zu tun hat. Darauf vertrauen zu können, dass Leute meines Umfelds sich im Alter um mich kümmern werden, setzt ein unglaublich großes Sozialkapital voraus, mit Bourdieu gesprochen. In jedem Fall lässt sich dies unter den gegebenen Bedingungen nicht verallgemeinern, da es für viele andere nicht in Frage kommt. Ich würde sagen, das ist typisch für jenen Strang der Postwachstumsszene, den wir in unserer Studie zur Degrowth-Bewegung die „Alternative Praxislinke“ genannt haben, und der in sozialer wie inhaltlicher Sicht den Kern des Degrowth-Spektrums ausmacht. Es mag als reale Alternative für manche Leute funktionieren, aber es verlangt ihnen selbst dann eben wieder hohe kommunikative Fähigkeiten ab, um Leuten wie Euren Frauen im Haus des Wandels zu erklären, warum Du das machst und warum Du deinen Leuten mehr vertraust als dem Staat – und das auch ihnen gegenüber nicht zu einem Punkt der Ab- und Ausgrenzung zu machen. Das sind auch wichtige Spannungen.

Postwachstumsprojekte, ein alter Hut und neue Chancen?

Nachfrage aus dem Plenum: Was macht ein Projekt zu einem Postwachstumsprojekt, wenn ich das auf einer gesellschaftlichen Ebene bedenke, also wenn ich das Verhältnis von Mikro und Makro in den Blick nehme? Projekte, die sich nicht nach kommerziellem Erfolg oder Einkommen oder Status usw. orientieren, können das machen. Was bedeutet das jetzt für die Frage: Inwiefern ist es ein Postwachstumsprojekt in einem gesellschaftlichen Sinn? Also was sie hinüber bringt über eine Nischenexistenz, außer mit der Hoffnung „es gibt ganz viele Nischen und irgendwann wird sich das verallgemeinern“, was ich ebenfalls für nicht sehr wahrscheinlich halte. Man könnte zugespitzt die paradoxe These in den Raum stellen: Setzen Postwachstumsprojekte nicht eine Wachstumsgesellschaft voraus, weil sie die Ressourcen, auf die sie letztlich auch wiederum zugreifen, beziehen müssen, also darauf, dass die Gesellschaft sie insgesamt produziert? Das mag sowohl die Aussicht auf Rente sein. Das mag aber auch die Aussicht darauf sein, von anderen aufgefangen zu werden.

Birgit Blättel-Mink: Ich kann das unter Verweis auf Dennis noch etwas zuspitzen, der sagt: „Je radikaler sie sind, desto stärker sind sie insular“. Das ist das Problem der Diffusion. Können die Inseln miteinander vernetzt werden und geht es dann voran mit der Postwachstumsgesellschaft oder bleiben wir bei Momenten der Komplementarität?

Andrea Vetter: Ich würde eine provokante Antwort geben. Ich glaube, dass solche Projekte als *Think-tanks* sowohl für Theorieentwicklung als auch ein integriertes Theorie-Praxis-Vorausleben von anderen Formen von Vergesellschaftung überaus wichtig sind. Denn ich sehe tatsächlich nicht, dass aktuell, jedenfalls nicht in größerem Stil innerhalb des akademischen Betriebs in Universitäten dazu grundlegend neue Erkenntnisse für transformatives Handeln entwickelt werden. Die dort Lehrenden und Arbeitenden sind durch die Arbeits- und Lebensformen, die eine akademische Karriere erfordert und voraussetzt, selbst so tief in der Regel auch in ihrem Privatleben in die herkömmlichen Logiken eingebunden, dass sie über einen bestimmten Punkt und über bestimmte Lebens- und Arbeitsformen, die natürlich mit unserer speziellen kapitalistisch-patriarchalen Gesellschaft zusammenhängen, nicht hinausdenken können. Es ist ein alter feministischer Hut, dass eine andere private Praxis dazu führt, dass wir anders denken können – oder auch: Der Horizont verschiebt sich beim Gehen.

Ich glaube nicht, dass Postwachstumsprojekte prinzipiell eine Wachstumsgesellschaft voraussetzen. Ohne umgebende Wachstumsgesellschaft müssten sich diese Projekte radikal transformieren, so wie alles andere auch. Ich glaube jedoch, dass sie zum Teil bessere Voraussetzungen dafür haben, als es möglicherweise ein herkömmliches Unternehmen hat, weil beispielsweise andere Sozialkompetenzen trainiert worden sind. Überall dort, wo es in Weltregionen große staatliche oder Marktkrisen gibt, funktionieren andere Formen von informelleren Zusammenschlüssen trotzdem weiter oder breiten sich aus. Ich finde es wichtig hier auch eurozentristische Perspektiven zu verlassen.

Natürlich gibt es viele Projekte vom Typ Urbanes Gärtnern oder Foodsharing, die offensichtlich eine Wachstumsgesellschaft voraussetzen. Dennoch werden auch dort postwachstumstaugliche Sozialpraktiken eingeübt.

Dennis Eversberg: Ich glaube, die Frage nach den Alternativen hat heute wegen der allen bewussten Dringlichkeit der Klimathematik eine neue Qualität. Ja, es hat auch damals in der Alternativszene ein sehr starkes Gefühl von Dringlichkeit gegeben, aber es gab nicht in der Massivität wie heute diesen Rückenwind aus der Wissenschaft, und auch nicht die globale politische Ebene, auf der das aufgegrif-

fen wurde, wie heute mit den Klimaverhandlungen. Selbst die Börsen preisen das inzwischen ein. Also, mir scheint es gibt heute eher eine übergeordnete Sinndeutung, unter die diese Projekte sich subsumieren können. Und noch mal stärker als damals funktioniert das über einen globalen Gerechtigkeitsbezug. Ich würde sagen, dass in der Summe dieser graduellen Unterschiede die Landschaft dieser Projekte heute vielleicht im Ergebnis doch eine andere subjektive Kohärenz haben kann, dass es ein stärkeres Bewusstsein des gemeinsamen Bezugs der verschiedenen Aktivitäten gibt.

Wer spricht in Postwachstumsprojekten?

Luki Schmitz: Wir haben nun viel über das Verhältnis zwischen Postwachstum, Staat und Markt gesprochen, ich denke, dass es zudem wichtig ist, auch auf Machtverhältnisse innerhalb der Projekte zu schauen. Die Frage ist: Wie kann damit umgegangen werden? Wie können sie intern verhandelt werden? Wie kann intern darauf geschaut werden? Mit dem Eingeständnis der eigenen Unsicherheiten und dass diese scheinbar in kapitalistischen Strukturen befriedigt werden, da würde ich auch nochmal fragen: Für wen werden sie befriedigt? Wer kann denn einfach in den Kapitalismus wieder übertreten und sagen „Hier ist ja alles sicherer.“ Ich glaube, das ist auch eine Frage, die Leute wahrscheinlich sehr unterschiedlich beantworten würden.

Birgit Blättel-Mink: Ich möchte ein Beispiel aus unserer Forschung anbringen, bei dem nicht unbedingt von außen Widersprüche in das Projekt hineingetragen werden, sondern die Personen, die in solchen Projekten sind, selbst erkennen, wie schwierig es ist, die Ziele zu realisieren und mit den Widersprüchen umzugehen. Wir haben oben bereits das *Kaffee-Kollektiv* erwähnt. Dort soll jede:r alles machen, sollen alle Entscheidungen gemeinsam getroffen werden, und es soll aus der Sozialversorgung ausgestiegen werden. Gleichzeitig haben die Interviewten von Stresserfahrungen berichtet, von vielfältigen, häufig nicht erfolgreichen Anstrengungen, das gemeinsame Ziel zu leben. Kollektiv- und individueller Sinn treffen aufeinander und werden als Herausforderung wahrgenommen.

Damit verknüpft ist die Frage: Wer spricht in solchen Postwachstumsprojekten, wenn es darum geht, Spannungen zwischen unterschiedlichen Sinnzuschreibungen zu lösen? Kommen alle zu Wort? Kommen nur die zu Wort, die vorrangig den Kollektivsinn vertreten oder die, die diesen individuellen Sinn als Konflikt empfinden?

Andrea Vetter: Ich denke, ich habe durch mein Mitwirken in den vorgestellten Projekten und über die Zeitschrift *Oya*, in der wir vor allem über Postwachstumsprojekte im weiten Sinne berichten, einen recht guten Überblick über solche Projekte im deutschsprachigen Raum. Mein Eindruck ist, dass für alle Projekte, die ich kenne, das Thema „Wer spricht?“ und „Wie gehen wir mit Konflikten um?“ zentral ist. In dem Moment, wo der Anspruch ist, in einer anderen Art und Weise zusammen zu arbeiten, muss es eine Verständigung darüber geben, wie diese Art und Weise aussieht. Mittlerweile gibt es auch einen großen Erfahrungsschatz aus zum Teil seit 40 Jahren bestehenden alternativökonomischen Projekten, und auch deren teilweise Scheitererfahrungen, auf den sehr breit zurückgegriffen wird. Es gibt ein alternativökonomisches Know-How, das ein geteilter Wissensschatz ist und einen geteilten Wissensraum ausmacht. Elemente wie Rederunden sind dabei zentral: In welcher Art kann man im Kreis sprechen? Im Popcorn-Format, in dem gerade der spricht, der einen Impuls hat, oder in einer Runde nacheinander? Je nach Situation haben die Methoden verschiedene Vorteile und viele Personen wissen, welche Methode in welcher Situation am besten passt. Die Idee ist es Konflikte nicht zu lange

stehen zu lassen, vielleicht auch Vorgespräche zu führen, eine bestimmte Art von Handzeichen in großen Runden anzuwenden, also kommunikative Tools zu nutzen. In der Gemeinschaftsszene, in der Menschen in intentionalen Gemeinschaften täglich zusammenwohnen und leben, gibt es nochmal eine breitere Werkzeugpalette, um sich gegenseitig Emotionen zu spiegeln, wie z.B. die *Forum-Methode*. Gerade von den jüngeren Projekten sind viele Projekte intersektional orientiert, und denken über Geschlechterhierarchien und auch generell über Hierarchien von Menschen mit und ohne Diskriminierungserfahrungen nach, und was das für ein Projekt bedeutet.

Luki Schmitz: Wir haben eine gewisse Ambivalenz zwischen Homogenität einerseits, also zu sagen „Wir haben gewisse Milieus, die daran teilnehmen“ und Heterogenität andererseits, wo die Frage ist: „Wo kann sie zugelassen werden und wie wird sie behandelt?“

Andrea Vetter: Ich glaube es ist wichtig zu unterscheiden, ob wir nach der Homo- oder Heterogenität der Kerngruppe fragen, die ein Projekt trägt, oder nach dem, was das Projekt macht, welche Räume es für wen eröffnet. Das sind zwei sehr verschiedene Dinge. Ein urbaner Stadtgarten kann beispielsweise aus etwa zehn Menschen bestehen, die die Hauptorganisation betreiben, Verwaltungsarbeit machen, Anträge schreiben usw. Diese Gruppe ist möglicherweise recht homogen, weil nur bestimmte Personen Ressourcen an Zeit und Fähigkeiten mobilisieren können. Gleichzeitig bietet diese Kerngruppe eventuell den Raum für eine relativ heterogene Mischung an Menschen, die den Garten nutzen und dort gärtnerisch tätig sind. So eine Struktur findet sich häufig, zumindest in den interessanteren Projekten. Außerdem sehe ich auch eine Gefahr, dass wir durch den Fokus auf das Problem der Homogenität eventuell übersehen, dass viele dieser Projekte vielleicht tatsächlich heterogener sind als wir auf den ersten Blick sehen.

Soziologie und Postwachstum

Friedericke Hardering: Ich würde gerne an Andrea's Punkt mit dem Verstehen-Können von Logiken des Tätigseins anschließen. Es ist wichtig zu versuchen, die Eigenlogiken und die Denkweisen in den Projekten zu verstehen. Für mich ist interessant, dass die Leute ein großes Misstrauen gegenüber staatlichen Institutionen usw. haben. Die Denkweisen muss man erstmal nachvollziehen, sich anhören und einbetten und erfassen, sodass man die Eigenlogik der Projekte nachvollziehen kann.

Da bin ich auch bei dem Punkt des Bedenkenträgetums. In der Soziologie wird Postwachstum beforscht und wahrscheinlich sind viele von uns genau deswegen hier, weil wir das in irgendeiner Weise attraktiv und für die Zukunft als wichtig erachten. Was aber häufig passiert, ist, dass sobald wir anfangen mit unserem soziologischen Handwerkszeug dranzugehen, zerlegen wir das, entdecken Widersprüche und machen mit diesem Handwerkzeug selbst einiges kaputt, ohne richtig zu verstehen, was da passiert. Ich kenne das aus der Forschung über Sozialunternehmertum. Social Entrepreneurship könnte auch als eine Art Bewegung verstanden werden, wo Leute versuchen Innovationen zu machen, die dann nicht nur beliebigen Shareholdern Mehrwert bringen, sondern auch soziale Innovationen sind, die wirklich dazu eingesetzt werden, die Lebensqualität von vielen Personen ganz grundlegend zu verbessern. Was dann passiert: Der größte Forschungsstrang in der soziologischen Auseinandersetzung mit Social Entrepreneurship ist die kritische Sozialunternehmerforschung, die nur die Widersprüche dieser Sozialunternehmer:innen aufgreift. Auf der einen Seite finde ich, sollte eine saubere und differenzierte Forschung verfolgt werden. Auf der anderen Seite ist es bedeutend nicht nur in

diesem einen Strang gefangen zu bleiben, sondern immer mitzudenken: Warum machen wir eigentlich Soziologie? Wir versuchen zu verstehen, was ein gutes Leben ist und über welche Wege wir dahin kommen. Dieser Teil kann in der soziologischen Auseinandersetzung meiner Meinung nach einen größeren Stellenwert einnehmen, anstatt nur auf die Probleme zu schauen.

Birgit Blättel-Mink: Da sind wir bei der Frage: Wie forschen wir eigentlich? Andrea beispielsweise hat die Doppelrolle selbst in solchen Projekten aktiv zu sein, andererseits solche Projekte zu beforschen. Wir beobachten den Widerspruch zwischen unserer ideellen Unterstützung solcher Projekte als kritische Sozialwissenschaftler:innen und einer Idee davon, wie ihnen geholfen werden kann einerseits und den aktuellen Erfordernissen an sozialwissenschaftliche Forschung – international sichtbar, peer reviewed etc.

Friedericke Hardering: Ich hatte das eben schon angedeutet, dass ich diese Spannung immer sehe und das auch bei meinen eigenen Forschungen deutlich gespürt habe, weil ich bei der Forschung der Sozialunternehmer*innen beispielsweise genau vor dieser Frage gestanden habe. Um sie richtig erforschen zu können, bin ich selbst im Sinne einer beobachtenden Teilnahme als Forscherin Teil dieser Gründercommunity geworden und war dann in dieser Spannung zwischen „Wie kann ich das als Soziologin ordentlich erforschen?“ und „Wie kann ich gleichzeitig diese Bewegung, die ich selbst gut finde, weiter fördern, ohne dass es jetzt zu sehr in Konflikt gerät?“ Ich glaube, dass diese Gefahr über allen diesen Feldern schwebt. Ich habe für mich selbst versucht mit dieser Spannung umzugehen, aber es ist nicht leicht. Ich habe immer das Gefühl, dass es andere Disziplinen gibt, die etwas leichtfüßiger oder mit anderen Tools an solche Themen herangehen, wie beispielsweise bei best-case Szenarien in der BWL, wodurch das eigene Repertoire erweitert werden könnte. Wir haben in der Soziologie häufig einen Fokus auf die Widersprüche und Konflikte. In diesem Zusammenhang finde ich, dass darüber nachgedacht werden könnte, was es für ein Gegenpol gibt. Stattdessen könnte neben kritischen Perspektiven folgendes akzentuiert werden: Was läuft denn eigentlich gut? Was können wir mitnehmen? Was sind die Sachen, die wir weitertragen können und zu einer guten Gesellschaft beitragen?

Andrea Vetter: Ich denke es ist wichtig, das Ziel der eigenen Arbeit sehr klar zu definieren. Eine solidarische Kritik, die den Status Quo analytisch überzeugend dekonstruiert, ist hilfreich. Genauso wichtig finde ich aber eine Art der konstruktiven, gestaltenden Forschung zu betreiben, indem wir existierenden Projekten helfen und sie dabei begleiten beispielsweise Begriffe zu finden und Dinge zu benennen, die sie bereits tun, und Muster zu finden, in dem was sie tun. Besonders in der Commons-Forschung und im Transformationsdesign arbeiten wir so. Aus einer feministischen Erkenntnistheorie kommend, die sagt: „Wir können sowieso niemals objektiv sein, sondern wir können nur standortgebundene partielle Wahrheiten herausarbeiten“, halte ich es für relevant und gerade zu Voraussetzung für jede Art von redlicher Forschung, unseren eigenen Standpunkt transparent und deutlich zu machen. Damit meine ich nicht nur die eigenen Privilegien in Punkto Herkunft oder Diskriminierungserfahrungen, sondern auch die eigene politische Position und Stellung im Transformationsdiskurs. Es gibt keinen Nicht-Standpunkt, der über den Dingen steht. Ich glaube, dass wir alle gewinnen können, wenn wir unsere politische Positionierung offen und deutlich beschreiben und trotzdem nach wissenschaftlichen Kriterien sauber arbeiten, das sind nämlich zwei sehr verschiedene Dinge.

Viele Wissenschaftler:innen haben den Hang dazu, Projekte in ihren sozialen Nahgruppen zu beforschen. Das kann problematisch sein, weil es ein Bild von Homogenität noch weiter perpetuiert, anstatt sich einmal an ganz anderen Orten, in anderen Milieus umzuschauen und zu sehen, dass dort

möglicherweise Menschen mit Werten wie Suffizienz arbeiten, aber noch nie vom Begriff Postwachstum gehört haben. Ich glaube deswegen besteht eine Gefahr, dass unsere Raster zu klein sind. Wir machen damit eine vorhandene Heterogenität unsichtbar, die aber eigentlich da wäre, wenn wir sie mit anderen Begriffen beschreiben würden.

Luki Schmitz: Ich teile die Perspektive, dass viele soziologische Forschung in ihrem Blick zu eng ist. So werden etwa Praktiken, die durchaus gebrauchswertorientiert sind, teilweise übersehen, weil es einen ästhetisch-milieubezogenen Bias gibt. Da heißt es dann etwa „Diese Praktiken gehören aber eher zu migrantischen Milieus“. Sowohl für die Praxis, als auch für soziologische Forschung hat aber die Erweiterung der ästhetischen Anerkennung das Potential die Ziele und den Sinn der Praktiken als normative Maßstäbe zu nehmen und nicht so sehr das oberflächliche Erscheinungsbild. Damit wird auch deutlich, dass Eigensinn nicht losgelöst ist von Sozialisation, Tradierung von kulturellen Praktiken, die weitergetragen werden, die sich aber vermengen und eine Irritation provozieren. Ich glaube, dass diese Dynamiken, dieses Austausch, dieses Potenzial darin, dass da soziologische Forschung noch weiter schauen und offener sein müsste.

Zum Schluss

Deutlich wurde, dass Postwachstum als *transformative soziale Bewegung* und gelebte Praktiken, die als Postwachstumspraktiken bezeichnet werden können, nicht zwingend in Eins fallen. Unterschiedliche Bezugs- und Anknüpfungspunkte, die die Beteiligung an Praktiken legitimieren, wurden deutlich. Mit dieser Pluralität wird es möglich Postwachstum nicht auf die ökonomische Dimension zu beengen, sondern als soziale, vielfältige Formen zu erkennen, in die Irritationen eingebunden sein können. Zur Bearbeitung dieser Irritationen scheint Vertrauen ein zentraler Mechanismus zu sein. Das wurde in den Beispielen von Andrea Vetter deutlich. Friedericke Hardering ging es darum, die Spannung zwischen Kollektiv- und Eigensinn etwas raus zu nehmen und das *hin-zu* etwas in den Vordergrund auch der Forschung zu stellen. Dennis Eversberg konstatiert auch für Postwachstum die Möglichkeit, Spannung durch Exodus abzubauen. Für die praktisch-normative Ausrichtung einer kritischen relationalen Soziologie bietet die Vielfalt von Eigensinnen in Kollektiven eine erweiterte Perspektive und Forschung anregende Reflexionspunkte.

Literatur

- Blättel-Mink, Birgit, Alexandra Rau, und Luki Sarah Schmitz. 2018. Postwachstumsprojekte. Neue soziale Praktiken in Zeiten der Vielfachkrise des Kapitalismus. In *Konsumkritische Projekte und Praktiken*, Hrsg. Sigrid Kannengießer, und Ines Weller, 57–75. München: oekom-Verlag.
- Boddenberg, Moritz, Max Heinrich Frauenlob, Lenard Gunkel, Luki Sarah Schmitz, Franziska Vaessen, und Birgit Blättel-Mink. 2017. Solidarische Landwirtschaft als innovative Praxis – Potenziale für einen sozial-ökologischen Wandel. In *Soziale Innovationen für nachhaltigen Konsum. Wissenschaftliche Perspektiven, Strategien der Förderung und gelebte Praxis*, Hrsg. Melanie Jaeger-Erben, Jana Rückert-John, und Martina Schäfer, 125–148. Wiesbaden: Springer VS.

- Eversberg, Dennis. 2015. Erste Ergebnisse der Teilnehmendenbefragung zur Degrowth-Konferenz 2014 in Leipzig – Ein Überblick über Zusammensetzung, Engagement und Alltagspraktiken der Befragten. Working Paper 1/2015 der DFG-KollegforscherInnengruppe Postwachstumsgesellschaften, Jena.
- Exner, Andreas, und Isabelle Schützenberger. 2018. Creative Natures. Community gardening, social class and city development in Vienna. *Geoforum* 92:181–195.
- Hardering, Friedericke. 2018. Erzählweisen des sozialunternehmerischen Selbst: Zur Aneignung biographischer Selbstthematisierungsformen im Feld des Social Entrepreneurship. In *Subjekt und Subjektivierung – Empirische und theoretische Perspektiven auf Subjektivierungsprozesse*, Hrsg. Alexander Geimer, Steffen Amling u.a., 215–233. Berlin: Springer.
- Hardering, Friedericke. 2014. Zwischen Glücksjagd und Sinnsuche in der Arbeitswelt – Über die Beschaffenheit und subjektive Aneignung moderner Glücksvorstellungen der Arbeit. *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* 37(2):175–187.
- Notz, Gisela. 2008. Gegenkultur und Autonomie. *UTOPIE kreativ* 209:253–259.
- Reckwitz, Andreas. 2017. *Die Gesellschaft der Singularitäten: Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Redecker, Eva von. 2020. *Revolution für das Leben. Philosophie der neuen Protestformen*. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.
- Soper, Kate. 2020. *Post-Growth Living: For an Alternative Hedonism*. London: Verso.
- van Dyk, Silke. 2019. Community-Kapitalismus. In *Große Transformation? Zur Zukunft moderner Gesellschaften: Sonderband des Berliner Journals für Soziologie*, Hrsg. Klaus Dörre, Hartmut Rosa, Karina Becker, Sophie Bose, Benjamin Seyd, 279–295. Wiesbaden: Springer Fachmedien.